Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 4 (1948)
Heft: 2

Artikel: Duden oder Rotzler? - Eine Frage? - keine Frage!
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-420068

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Duden oder Rotzler? – Eine Frage? – Keine Frage!

Als 1880 Dudens „Rechtschreibung" erschien, war der erste, der damit nicht recht zufrieden war, Konrad Duden selber; denn er wäre in der Vereinfachung und Vereinheitlichung gern noch weiter gegangen, aber die deutschen Länderregierungen hatten seinem Fortschrittsdrang Zügel angelegt. Seither hat es immer wieder Stimmen gegeben, die dies und das auszusetzen hatten, und je umfangreicher das Buch mit jeder neuen Ausgabe wurde, desto mehr Anlaß bot es dazu. Mit der Zeit wurde es aus einem bloßen Nachschlagebuch für die Rechtschreibung ein kleines Lexikon, das zu den Eigennamen, Fremdwörtern und Fachausdrücken kurze Erklärungen brachte. 1941 erschien die 12. Ausgabe, wie alle frühern wieder erweitert, und da die Nachfrage in der Schweiz sehr groß war, der Verlag, das Bibliographische Institut in Leipzig, aber des Krieges wegen nicht mehr liefern konnte, erteilte er einem Schweizer Verlag die „Lizenz" zum Nachdruck, der aber — nur unter dieser Bedingung gab die deutsche Regierung dem Leipziger Verlag die Erlaubnis zu dieser Übertragung — eine unveränderte Wiedergabe sein mußte. So entstand die „erweiterte Auflage für die Schweiz", wie es etwas mißverständlich auf dem Umschlag hieß. Was bei einigen Schweizern Anstoß erregte, war schon der Umstand, daß darin das nationalsozialistische Sprachgut vertreten war mit den wichtigsten Personennamen und den Bezeichnungen für die Parteibelange. Aber auch sonst regte sich bei uns der Widerspruch stärker als früher, und es tauchte der Gedanke an einen „Schweizer Duden" auf. Im Herbst 1947 erschien im Verlag A. Francke AG. in Bern eine stattliche Schrift: „Dudens Schreib- und Sprachdummheiten, Beiträge für eine zuverlässige Rechtschreibung", von K. E. Rotzler *. Die Wichtigkeit der Sache, der Umfang des Buches, der darin herrschende Ton und das Ansehen des Verlages rechtfertigen eine gründliche Besprechung.

Rotzlers Grundsatz ist die geistige Selbstversorgung der deutschen Schweiz und damit die Abgrenzung vom übrigen deutschen Sprachgebiet mit Öffnung der Grenze nach Westen, wenigstens in der Schreibweise der Fremdwörter; sein Hochziel ist ein „schweizerischer Ersatz für den Duden"; von Verbesserungen sei doch nichts zu erwarten. Und doch hat

* kart. Fr. 6.25

der Leipziger Verlag, diesmal mit Erlaubnis der russischen Militärbehörde, dem Zürcher Verlag Fretz & Wasmuth die Lizenz erteilt zu einer neuen Ausgabe, in der nun aber alles Politische weggelassen ist. Im übrigen ist die Schreibweise die bisherige. Der Leipziger Verlag hat aber auch eine Schrift herausgegeben, die eine Verbesserung für dringlich erklärt und dafür Vorschläge macht, denen man russische „Gründlichkeit" anmerkt: vollständige Abschaffung der großen Buchstaben. Rotzlers Buch nun besteht aus einem theoretischen Teil von 34 Seiten und einem Wörterverzeichnis von 114 Seiten. Völlig recht hat er damit, daß der Duden zu umfangreich und damit zu schwerfällig und unübersichtlich geworden sei und erleichtert werden sollte. Er enthält in der Tat allerlei Ballast, z. B. viele selbstverständliche Verkleinerungs- und ungebräuchliche Mehrzahlformen („Nachhausekünfte"!), überflüssige Zusammensetzungen („Insichvollendetsein"!) usw. Überflüssig ist manchmal auch die Angabe über das Geschlecht eines Hauptworts (z. B. daß „Lehrerin" weiblich sei!), willkommen dagegen sind gewiß Angaben zur Beugung. Ist es nicht bequem, wenn man in einem handlichen Buche nachsehen kann, ob die Mehrzahl heiße „Generale" oder „Generäle" oder ob die Vergangenheit von „fragen" eigentlich laute „fragte" oder „frug", ob es heiße „der" oder „die Großmut", „des Motors" oder „des Motoren"? Alle diese Angaben, die Rotzler verwirft, haben den Duden erweitert (und verteuert!), aber auch seine Brauchbarkeit erhöht. Gänzlich mißverstanden hat der Kritiker, weshalb z. B. das griechische Wort für Zinseszinsrechnung und für Froschmäusekrieg dasteht; Duden scheine vorauszusetzen, daß alle Benutzer griechisch oder lateinisch könnten. Im Gegenteil! Gerade weil er das von ihnen nicht erwartet, sagt er ihnen, was die Wörter bedeuten; denn wenn sie auch nicht häufig vorkommen, sie kommen eben doch vor, sonst wären sie nicht in den Duden geraten, und die Erklärung mag manchem Leser willkommen sein; dem Schriftsetzer hilft die Angabe zur richtigen Schreibung und Trennung, wenn etwa sein „Manus"(=kript) an der Stelle undeutlich ist. Auch die Angaben über Betonung und Aussprache sind manchem Leser nützlich, z. B. jenem Buchhändler, der „Artemis" auf der zweiten Silbe betont. Daß wir nach Duden das Fürwort „ich" mit „isch" aussprechen müssen, ist nicht wahr; da hat Rotzler einfach etwas nicht verstanden. Das nationalsozialistische Wortgut steht nun einmal in der 12. Ausgabe; es

schadet aber heute nichts mehr und hat nie geschadet; denn an dem Schweizer, der durch diese „politische Propaganda" in seinem vaterländischen Gefühl auch nur im geringsten erschüttert worden wäre, an dem war nicht viel zu verlieren. Kein einziger der vielen Nazigreuel ist dadurch verursacht worden, daß dieses oder jenes Naziwort im Duden steht. Im übrigen haben ja wie gesagt die Russen gründlich dafür gesorgt, daß auch der Duden „gesäubert" und „entnazifiziert" wurde, nur zu gründlich. Bei all unserm berechtigten Abscheu vor gewissen Namen haben ihre Träger darauf Anspruch, daß sie richtig geschrieben werden, schon um Verwechselungen vorzubeugen. R. selbst schreibt einmal „Göbbels", ein andermal „Goebbels" (sogar im Wesfall, so daß man meinen könnte, der Mann habe „Goebbel" geheißen). Die Aufnahme eines Namens in den Duden bedeutet auch noch keine Anerkennung des sittlichen Wertes; Rinaldo Rinaldini und der anfangs des vorigen Jahrhunderts berühmte Räuberhauptmann Schinderhannes stehen auch drin. Bei Schlageter wird die in Deutschland verbreitete lächerliche Betonung der zweiten Silbe verhindert. — Gewiß kann der Duden erleichtert und dadurch handlicher gestaltet werden, aber für die Hand des Volksschülers ist er nicht bestimmt. Dafür gibt es ja bereits kürzere schweizerische Nachschlagebücher, z. B. Karl Führers „Schweizer Rechtschreibebuch" (Verlag Büchler, Bern. 4. Aufl. 1947). Die Hauptsache ist, daß die Grundsätze der Rechtschreibung für das ganze deutsche Sprachgebiet im großen ganzen einheitlich sind. Der Lehrer und besonders der Schriftsetzer und sein Korrektor werden sich im „Großen Duden" schon zurecht finden; er gehört zu ihrem Handwerkszeug, und das muß man eben handhaben lernen.

Nach seinem Verdammungsurteil über den Stoff behandelt R. dann einzelne Rechtschreibungsregeln. Ein vernünftiger Vorschlag geht dahin, das Verbot abzuschaffen, wonach man (mit einigen Ausnahmen!) nicht dreimal nacheinander denselben Mitlaut schreiben dürfe, also nicht Schifffahrt oder Schnellläufer, wie es der gesunde Menschenverstand verlangen würde. Keine Vereinfachung hingegen bedeutet Rs. Verbot, Telefon und Foto zu schreiben; überhaupt ist er bei den Fremdwörtern für möglichst fremde Schreibung. Wer aber auch in der Sprache folgerichtig demokratisch denkt, wird den Grundsatz richtig finden, die Wörter nach den Regeln der eigenen Sprache so zu schreiben, wie man sie spricht.

Nun wird der Buchstabe C bald wie K, bald wie Z gesprochen, und es war eine große Erleichterung für die Volksschule und den volkstümlichen Schreibgebrauch, als die Orthographische Konferenz 1901 das C durch K oder Z ersetzte und „Konzert" und „Zirkus" einführte. Einer, der diese Bewegung schon lange mitgemacht hatte, war unser Demokrat Gottfried Keller, während der mehr aristokratisch gebildete K. F. Meyer und die meisten Gelehrten seiner Zeit beim C blieben. Und nun will R. zurück zu Cravatte, Clavier, Campher, Carbid, Calorie, Club, Corset und zu Cäsur, Cement, Centimeter, Cigarre, Circus, Citrone, Ceder. (Warum Ceder? — In Basel und Köniz gebe es ja einen Cedernweg und in Bern eine Cedernstraße! Darum!)

Nun ist zuzugeben, und da hat R. recht, daß Duden in der Durchführung des an sich vernünftigen Grundsatzes etwas zu weit gegangen ist, nämlich bis zu den Eigennamen von Personen und Orten. Formen wie „Kalvin" und „Kapri" sehen wirklich nicht gut aus, und Leute, die mit Catull und Caracalla zu tun haben, die vermögen das C schon zu bewältigen. Auch die italienischen Fachausdrücke der Musik widerstehen uns in den Formen „Kapriccio, krescendo" usw. Und wenn auch sogar R. Amerika schreibt, ist es begreiflich, daß ihm Salamanka widersteht. Auch „Korpus delikti" und „Kredo" sind keine Wohltaten. Dagegen hat in deutschen Städtenamen das C natürlich keinen Sinn: Cannstadt, Coburg, obschon die Formen amtlich sind. Man kann den Grundsatz, die Fremdwörter in der Schreibung einzudeutschen, überhaupt nicht gründlich durchführen, sondern muß Zugeständnisse machen und Widersprüche in Kauf nehmen. Aber zimperlich braucht man auch nicht zu sein; denn es handelt sich häufig nur um eine Gewohnheit. Es hat Zeiten gegeben, da man nebeneinander schrieb „Republic, Republique und Republik"; ist es nicht eine Erleichterung, daß wir nur noch eine einzige Form haben, und zwar die für uns einfachste? Noch vor hundert Jahren schrieb man „Machine" und „Fabrique", „Officier" (Mehrzahl ebenfalls französisch: „Officiers"), noch vor kürzerer Zeit „Strike" für „Streik". Was hat uns die Vereinfachung, die Eindeutschung geschadet? Auch im Lande der „Fremdenindustrie" läuft kein Neger, der Zigaretten kaufen möchte, in eine Metzgerei, weil das Gesuchte nicht mit C, sondern mit Z geschrieben ist; so dumme Leute läßt man in keinem Lande allein reisen. R. stellt auch überall das Akzentzeichen

wieder hin, wo es Duden weggelassen hat (Decharge, Jardiniere), und entfernt das Umlautszeichen über dem u, wo es D. gesetzt hat (Confitüre).

Recht hat R. dann aber wieder, wenn er fordert, daß die Großschreibung der Hauptwörter (solange sie beibehalten wird, und er ist durchaus gegen ihre „Abwertung") auch angewandt werde auf die hauptwörtlich gebrauchten Eigenschafts-, Für- und Zahlwörter. Wie spitzfindig ist die Unterscheidung zwischen „alles mögliche tun", aber „alles Mögliche bedenken" und wieder „alles andere bedenken"! Oder in „Otto ist der einzige, der Karl, unsern Einzigen, verstanden hat". Sobald man sich in solchen Fällen noch eine hauptwörtliche Vorstellung machen kann, sollte man groß schreiben dürfen. Ebenso in adverbialen Ausdrücken, wenn sie nicht schon ganz oder fast ganz zu Vorwörtern hinabgesunken sind. Sobald von einer moralischen Schuld die Rede ist, hat sich jemand etwas „zu Schulden" kommen lassen; doch D. schreibt „zuschulden", bemerkt aber dazu mißbilligend, daß die („amtlichen") Regelbücher immer noch „zu Sch." schreiben, das Österreichische daneben als „gleichberechtigt" und das Bayrische als „zulässig" auch „zu schulden", also eine dritte Form als „goldenen Mittelweg". Duden unterscheidet auch „mit Bezug" und „in bezug". Derartige Spitzfindigkeiten schaffen nur Verwirrung. Auch in der Lehre von der Silbentrennung könnte einiges vereinfacht werden, wie R. mit Recht sagt („Wes-pe, aber We-ste"!).

In dieser theoretischen Einleitung stehen also einige Gedanken, die man billigen oder über die man reden kann — neben andern. Den Hauptteil des Buches, dreimal so umfangreich, bildet aber das Wörterverzeichnis. Nach dem ABC geordnet, erscheinen hier in bunter Folge rund 1400 Sünden Dudens gegen eine vernünftige Schreibweise, gegen den Wortschatz, gegen Beugungs- und Bedeutungsangaben usw. Etwa einem Viertel, höchstens einem Drittel seiner Verdammungsurteile kann man zustimmen. Beim allerersten hat er aber recht: Solange wir Aal, Saal mit zwei a schreiben, hat es keinen Sinn, die Verkleinerungsform zu Aal und die Mehrzahl zu Saal nur mit einem ä zu schreiben. Aber nachdem er ausführlich erklärt hatte, warum man „im Finstern" tappe und nicht „im finstern", warum man „Dienstags" schreiben sollte und nicht wie D. „dienstags", wäre es nicht nötig gewesen, diesen Grundsatz an gegen hundert weiteren Beispielen durchzuführen. Daß man in der Schweiz „Bändel" schreibt und nicht „Bendel", ist im D.

bereits vermerkt. Der Landeplatz heißt im D. und in allen andern Wörterbüchern „Lände", so auch in unserm Idiotikon; nur für Bern, Solothurn und Graubünden erwähnt es „Ländte"; aber Rotzler erklärt: „Jede Schifflände in der Schweiz sollte dementsprechend umgeändert werden." Weshalb? Wem entsprechend? Darum: „In der Stadt Bern gibt es einen Ländteweg, in Thun ein Hotel Ländte und auf der Petersinsel eine Klosterländte." Also darum! Lustig ist die Begründung, weshalb der Versand (Versendung) heißen sollte „Versandt": Das sei ein Mittelwort der Vergangenheit wie das „Eingesandt" für die Einsendung. Aber das ist es ja gerade nicht! Das Eingesandt heißt so, weil es vom Einsender eingesandt worden ist, die Versendung aber ist nicht versandt worden, sondern es ist die Tätigkeit des Versendens. Also nicht einmal Haupt- und Mittelwort kann R. richtig unterscheiden. Daß der Metzgermeisterverein empfohlen hat, den Schübling als „Schüblig" auszuschreiben, ist noch kein Beweis dafür, daß die uralte Form mit dem n (althochdeutsch scubilinc!) falsch sei. Daß man den Wind mit „Bise", die Verzierung an einem Kleidungsstück mit „Biese" bezeichnet, steht bereits im Duden. D. schreibt „Zwetsch(g)e"; er duldet also den Namen mit oder ohne g; für R. ist nur das erste richtig — warum? Weil er es so gewohnt ist. In Deutschland kommen aber beide Formen vor. In Basel hat man im Jahr 1628 dafür sogar „Quetscher" geschrieben; das war natürlich damals schon falsch. Bei einigen Aussetzungen hat R. ja recht: zu „Überschwang" würde „überschwänglich" besser passen als „überschwenglich", und „Elsässer", „Hintersässe" sprechen wir mit langem ä, würden sie also besser mit ß schreiben.

Die Beispiele für „Schreibdummheiten" füllen mehr als die Hälfte des Wörterverzeichnisses, und von diesen rund 770 sind rund 580 den Fremdwörtern und fremden Eigennamen gewidmet, und von diesen wieder über 200 der Rettung des kostbaren Buchstabens C vor dem barbarischen K oder Z. In diesen Wörtern schwelgt unser „Reformer" mit Wollust und zieht die seltensten und entlegensten Wörter herbei, um die Verwerflichkeit seines Gegners zu beweisen: Kutikula, Kondurango, Künette, Zytostom usw. „Fletschern", d. h. lang und sorgfältig kauen, darf man nicht mit sch, nur mit ch, denn der Erfinder habe Fletcher geheißen. Die Girlande und die Gitarre sollen ihr „Gui" wieder bekommen, der Kabarettier sein C, wobei R. den „Witz" nicht

unterdrücken kann, es handle sich nicht um eine Tiergattung, welch feinen Witz er dann bei der Cafetiere und bei der Tabatiere wiederholt, wie er sich auch nicht versagen kann, bei der Bonbonniere, der Jardiniere und der Chiffonniere geistreich zu bemerken, es handle sich nicht um eine Niere. Jacht und die japanische Münze Jen u. a. sollte man wie die Engländer mit Y schreiben und nicht, wie es unserer Aussprache entspricht, mit J. Aber die Engländer müssen so schreiben, sonst müßten sie sprechen „Dschott" und „Dschen". Also damit die Engländer diese Wörter richtig aussprechen, müssen wir sie im Deutschen falsch schreiben! Natürlich ist auch Sacharin mit nur einem c und Likör ohne qu nicht gut schweizerisch. Damit man einen Zahlungsscheck nicht mit einem gescheckten Pferd verwechsle, sollen wir dieses aus dem Arabischen stammende Wort so schreiben, wie es weder in Deutschland noch in England noch in Frankreich noch sonstwo auf der Welt üblich ist: Check. Für Prag und Warschau läßt R. die deutschen Namen gelten, aber „Edinburg" (ohne h!), nein, das geht nicht. Daß der Tee sein h verloren hat, schmerzt ihn, denn ohne h könne man das Wort ja gar nicht aussprechen! Im Französischen kann man es zwar, und umgekehrt hat er noch nicht gemerkt, daß man in guter Aussprache des Hochdeutschen (wie im Englischen, darum schreiben auch die Engländer „tea") nach jedem anlautenden T ein h spricht, so in „Tür und Tor". Recht hat R., wenn er die Schreibung „Swissair" beanstandet statt „Swißair"; sie ist auch nur durch einen unglücklichen Zufall in den Duden geraten.

Neben diesen vielen „Schreib-" bekämpft R. aber auch fleißig Dudens „Sprachdummheiten". Da zeigt sich vor allem, daß er kein Verständnis hat für das Wesen der Sprache und für die Bedeutung des Sprachgebrauchs. Deshalb hält er die Lehre von der Sprache für etwas wie das Große Einmaleins, wo immer nur eine Antwort richtig ist und alles andere falsch. 13×14 hat schon vor Jahrtausenden 182 gegeben und wird solange 182 geben, als Menschen rechnen. Aber die Sprache ist Menschenwerk und darum veränderlich und in stetem Fluß begriffen. Sie verändert sich aber nicht von einem Tag auf den andern, auch nicht überall zur selben Zeit und in derselben Weise, und daher kommt es, daß alte und neue Wörter und Wortformen manchmal jahrhundertelang nebeneinander bestehen, ohne daß man sagen dürfte, die eine sei falsch und die andere allein richtig. Tausend Jahre lang hat

man im Deutschen gesagt: „Er sang, sie sungen", und der erste, der sagte: „Sie sangen", hat einen Fehler begangen und wäre von R. mit Recht verurteilt worden. Es kam aber auch das Umgekehrte vor: „Er sung." Beides beruhte offenbar auf einer geistigen Trägheit, da die Unterscheidung zwischen Ein- und Mehrzahl unbequem war. Bei Luther kommen nur die alten Formen vor, bei dem nur acht Jahre jüngern Hans Sachs alte und neue; erst im vorigen Jahrhundert ist „sung" verschwunden und „sangen" durchgedrungen, so daß wir heute in dem Sprichwort von den zwitschernden Jungen „sungen" nur als durch den Reim entschuldigt empfinden. Aber nicht immer ist eine ursprüngliche Form so weit gesunken, daß sie schließlich als geradezu falsch gilt; meistens bestehen alte und neue nebeneinander, und es ist manchmal schwer festzustellen, welches der herrschende gute Sprachgebrauch sei — man darf nicht wie R. ohne weiteres den eigenen dafür halten. Der bei ihm als „preußisch" verschrieene Duden ist sehr duldsam und bringt zum Beispiel viele Wörter, die nur einzelnen Landschaften eigentümlich sind, besonders schweizerische. R. meint, unser Sprachverein habe nur „einige Brocken" dazu beigetragen; es sind immerhin über 350 Wörter und dazu noch etwa 130 weitere schweizerische Eigentümlichkeiten des Sprachgebrauchs. Duden bringt auch ältere, heute nicht mehr allgemein übliche, aber immer noch auftauchende Wörter. Da sich auch das Geschlecht eines Hauptwortes ändern kann, bemerkt er manchmal: „männlich und sächlich", „männlich oder sächlich", „männlich, auch weiblich". Der schweizerische Diktator K. E. Rotzler kennt es immer „nur so", nämlich wie er es gewohnt ist. Seine Unduldsamkeit zeigt sich schon gegenüber dem Wortschatz. Etwa 280 Wörter will er ausschließen, zum kleinern Teil mit Recht, meistens nur mit der Begründung „für uns unverständlich", „in der Schweiz ungebräuchlich und deshalb unnötig", „für die Schweiz überflüssig", „nichts für uns" oder wie der etwa 200mal ausgedrückte Gedanke gefaßt ist. Eine andere beliebte Formel ist bei ihm: „Noch nie gehört oder gelesen", z. B. bei dem Wort „Klack" für den Hautriß, das unser Schweizerdeutsches Wörterbuch für acht Kantone nachweist (darunter Basel!) oder „laß" für matt, müde, das im Idiotikon ebenfalls aufgeführt ist, u. a. aus Zwingli. Nun verlangt ja Duden nicht, daß wir den Anstößer „Anrainer" nennen und den Witwer Witmann als Gegensatz zur Witfrau, wie es die Wörterbücher von Grimm, Paul,

Kluge, Vogel erwähnen; aber es schadet uns auch nichts, wenn es in einem möglichst vollständig sein sollenden Wörterbuch steht. Und wenn die Grenzen wieder einmal aufgehen und unsere jungen Buchdrucker nach Deutschland ziehen können, werden sie sich eben auch mit außerschweizerischem Sprachgebrauch vertraut machen müssen. Und uns zu Hause schadet's auch nichts. Aber nach Rotzlers Meinung sollten wir halt überhaupt nichts anderes lesen als Schweizerisches. Bei einem norddeutschen Schriftsteller könnten wir einmal das Wort „Schmirgel" finden und nicht verstehen; denn es kann dort den Tabakspfeifensatz bedeuten und „Schmicke" das Ende der Peitschenschnur (unsern Zwick) usw. Der Duden könnte uns da zum Verständnis verhelfen, aber das könnte uns ja schaden! Daß die Schweiz das österreichische „Omelett" nicht kennt, sondern nur „die Omelette", steht bereits im Duden, gottlob! Daß man aber in gewissen Gegenden Deutschlands den zweiten Grasschnitt Grumt nennt und anderswo Öhmd, braucht uns nicht zu hindern, dafür Emd zu sagen, und D. erklärt reichsdeutschen Lesern unser Wort; es steht nämlich schon drin; aber daneben hat natürlich Grumt keinen Platz! Die zweifellos fesselnde Mitteilung, daß Herr K. E. Rotzler Pflücksalat „noch nie gegessen noch davon gehört" hat, ist noch kein Beweis dafür, daß wir in der außerbaslerischen Schweiz nicht auch so sagen; die Tatsachen sprechen anders. Von einem Zeitwort „windeln" für „in Windeln wickeln" sagt er, es sei neu und komisch; es steht aber schon bei Luther.

Überflüssig findet R. auch „Postwertzeichen"; man verlange ja immer „Briefmarken". Aber Postkarten und die von Amtsstellen oder Geschäften aufgestempelten oder aufgedruckten „P. P." sind auch Postwertzeichen und müssen mit dem Poststempel „entwertet" werden. „Schwarzhörer" findet er unmöglich, weil ja schwarz eine Farbe sei und nicht gehört werden könne. Aber was ist denn schwarz am Schwarzhandel, am schwarzen Markt, oder wenn einer „schwarz über die Grenze geht"? Daß „schwärzen" auch schmuggeln, hintergehen bedeuten kann, hätte er im D. finden können. Die „Söhnerin" für die Schwiegertochter kommt bei Mörike vor (aber das war halt auch so ein Schwab!) und Sennin sogar — bei Gotthelf („Frau Sennin zu werden ist lockend") und neuerdings bei Uetz.

R. kann aber auch nicht begreifen, daß anderswo gewisse Wörter eine andere Bedeutung haben, als er es gewohnt ist. Bei „verdanken"

ist er wie D. der Ansicht, es bedeute nur „Dank schulden oder wissen", und mit dem Zusatz, daß es bei uns auch den Sinn habe von „Dank abstatten oder aussprechen", ist er nicht einverstanden. Aber die Schweiz hat da nur einen ältern Sprachgebrauch, den noch Goethe kannte, beibehalten.

Natürlich duldet R. auch keine Verdeutschungen von Fremdwörtern. D. bringt „Agio" und „Aufgeld", R. erkennt nur das erste an. Köstlich ist, wie er „Fahrgast" für den Passagier bekämpft: „Gast" hange mit dem Wirtsgewerbe, mit der Verpflegung, mit dem „Magen" zusammen, Gastrologie heiße Magenlehre. Ein reizendes Beispiel für Volksetymologie etwa wie die Ansicht jenes Rekruten, die Füsiliere hätten ihren Namen daher, daß sie auf den Füßen gehen. Nein! „Gast" hat mit griechisch „gaster" für den Magen nichts zu tun, aber auch gar nichts.

R. führt auch etwa 60 Fremdwörter auf, die ihm überflüssig scheinen und es zum großen Teil eigentlich auch sind, aber im amtlichen Gebrauch des Auslandes und im wissenschaftlichen Schrifttum immer noch vorkommen und deshalb im D. stehen müssen, z. B. Agnat (Blutsverwandter väterlicherseits) oder Admonition (Ermahnung, Verwarnung) — aber der Schweizer sollte halt überhaupt kein außerschweizerisches Deutsch mehr lesen! Zu „Intimation (Ankündigung, bes. des Todesurteils)" macht er wieder einen „Witz": „Wahrscheinlich deshalb heißt intim gemütlich." Der D. ist gewiß nicht schuld, daß es (auch bei uns!) immer noch Leute gibt, die einen Empfangsschein „Akzepisse" nennen; darum muß er sagen, was es heißt und wie es geschrieben wird.

Unduldsam ist R. auch gegenüber Ds. Geschlechtsangaben zu den Hauptwörtern. „Münster" ist bei D. „sächlich oder (seltener) männlich"; R. aber erklärt rundweg: „Man kann doch nicht sagen: der Münster." Warum denn nicht? Ein gewisser Goethe hat nie anders gesagt und für den Straßburger Münster geschwärmt! Gewiß entspricht das sächliche Geschlecht der Herkunft des Wortes, aber wenn daneben, wie fast alle Wörterbücher bezeugen, sogar unser Schweizerdeutsches, da und dort auch das männliche üblich ist, wird D. das eben anführen müssen so gut, wie daß Liter und Meter in der Schweiz männlich und nicht sächlich sind wie in Deutschland. „Bei uns in der Schweiz sagt und schreibt man: das Pack" (für Gepacktes); man sagt aber sicher auch der Pack, wie das Idiotikon bezeugt; D. gestattet wieder beides, der

schweizerische Diktator nur eins, nämlich seins. Zu „Rigi, männlich (auch weiblich)" fragt R.: „Was soll man sich denn unter ‚die Rigi' vorstellen?" Der weibliche Artikel sei nicht am Platze. Aber gerade in Luzern und auf allen „Plätzen" um diesen Berg herum sagt man seit Jahrhunderten „die Rigi". Dafür gibt es Belege seit 1384, für „den Rigi" erst seit 1810. Die „N. Z. Z." vom 3. 1. 48 berichtete über den Neujahrsverkehr „auf der Rigi", was nur Wemfall von „die R." sein kann.

Und wie über das Geschlecht kommandiert R. über die Mehrzahlform der Hauptwörter. Gewiß gibt es solche, bei denen sie gar nicht oder äußerst selten vorkommt. Zu „Lob" bemerkt R., es werde „sozusagen ausschließlich" in der Einzahl gebraucht, „Notdürfte" werde „so gut wie nie" verwendet. Also doch nur „sozusagen"! Wenn aber der seltene Fall einmal eintritt, wo soll man dann nachsehen, wenn nicht im Duden? Von „Admiral" kennt D. nur „die Admirale", ebenso R., der dann daraus ableitet, daß „Generäle" falsch sein müsse. D. enthält auch „Generale"; R. aber stellt die Sache so dar, als ob D. nur die falsche Form brächte, wodurch natürlich sein eigener Glanz erhöht wird. Ein halbes Dutzend Wörterbücher bezeugt, daß man für mineralische Flüssigkeiten auch „Wässer" sagt; R. hat noch nie davon gehört und bekämpft es deshalb. Die regelmäßige Mehrzahl zu „Schnur" ist „Schnüre"; aber es gab eine Zeit, und es war keine schlechte, die Zeit Wielands, Goethes und Schillers, wo man sagte „Schnuren", und davon sind in Deutschland noch Reste vorhanden. In vielen solchen Fällen unterschlägt R., daß D. zwei Formen anerkennt, und schreibt ihm nur die „falsche" zu. In weitaus den meisten der etwa 70 Aussetzungen dieser Art läßt R. nur einen Sprachgebrauch gelten, wo es tatsächlich zwei gibt. Es wäre ja einfacher, wenn er recht hätte, aber man kann die Leute, die anders sprechen als er, doch nicht totschlagen; man darf sie nicht einmal Narren schelten. Natürlich kennt er auch immer nur eine Wesfallbildung. Bei „Bauer" und dem damit verwandten „Nachbar" führt D. an „Bauers" und „Bauern", „Nachbars" und „Nachbarn"; für R. ist die schwache Form (auf -n) natürlich falsch. Diese Doppelheit, die auch in den verschiedenen andern Wörterbüchern herrscht, ist aber schon etwa tausend Jahre alt; sie kommt schon im Althochdeutschen vor. Für die Steigerung des schweizerischen Wortes „strub" läßt er nur „struber,

am strubsten" gelten, Gotthelf aber sagt „strüber, am strübsten". Mit Recht erklärt R. die Formen „du fragst, er fragt" für richtig, aber die Macht, die man guten Sprachgebrauch nennt, nämlich die Ausdrucksweise der guten Schriftsteller, hat daneben auch „du frägst, er frägt" aufgebracht; darum führt das D. in Klammern an. R. findet den Umlaut „nicht nötig". Ist er bei „tragen" oder „graben" u. a. nötig? Oder am Ende auch falsch? Wenn er den Satz „Es obliegt mir" als richtig anerkennt, erklärt er eine neuzeitliche Sprechweise für richtig, obschon sie ursprünglich falsch ist; D. gibt daneben auch an: „Es liegt mir ob." Auch die etwa 20 Bemerkungen zur Beugung des Zeitworts sind anfechtbar.

In der Satzlehre hat R. völlig recht, wenn er nach den Vorwörtern „dank" und „trotz" den Wemfall verlangt. Das entspricht ihrer Entstehung aus den gleichlautenden Hauptwörtern. Aber das Gefühl dafür ist schon lange verblaßt; deshalb ist schon vor hundert Jahren bei „dank" der Wesfall aufgetreten und bei „trotz" schon im 18. Jahrhundert. Man darf den Wemfall immer noch setzen, aber man darf nicht jeden, der den Wesfall setzt, als einen Torenbuben behandeln, wie R. tut, sondern muß heute wie D. beides gelten lassen. Hermann Hesse schrieb noch neulich: „ . . . daß ich trotz des erquicklichen Anfangs bald in eine fatale Stimmung von mutlosem Trotz geriet." (Also trotz dem nahen „Trotz"!) Das Vorwort „laut" dagegen, aus „nach Laut" entstanden, verlangt ursprünglich natürlich den Wesfall („laut des Befehls"), doch ist hier schon lange auch der Wemfall eingedrungen, weshalb D. wieder beide angibt, während R. nur den einen anerkennt, diesmal aber den „lätzen". Viel weiter ist er nicht in die Satzlehre vorgedrungen, zum Glück! Denn dort, wo er für die Schreibung C statt K eintritt, erklärt er auch: „Auch der studentische Gesang schreibt man besser so: Cantus"; ferner zu „Pikkolomini": „Auch in diesem Namen bildet das kk ein unerwünschter Fremdkörper." In „Thüre" usw. sei das h schon früher ausgemerzt worden, „was im allgemeinen kein großer Verlust bedeutet." Also nicht einmal Wer- und Wenfall männlicher deutscher Wörter kann R. unterscheiden, obschon hier der Sprachbrauch seit mehr als tausend Jahren felsenfest steht und höchstens etwa ein schlechter Sekundarschüler, ein heutiger oder ehemaliger (wenn er in die Zeitung schreibt), Fehler macht. Und so einer wirft andern Leuten

Sprachdummheiten vor! Spottet seiner selbst und weiß nicht wie! Es wären noch andere Blüten zu erwähnen, etwa: „Unheimisch bedeutet, wenn sich jemand ... nicht heimisch fühlt." Oder: „Denjenigen mit dem D. weniger vertrauten Lesern sei noch erklärt, daß ..."

Wenn sich R. mit seiner Schrift als Verfasser des von ihm gewünschten „Schweizer Dudens", der dann natürlich „Rotzler" heißen müßte, empfehlen wollte, hat er dieses Ziel kaum erreicht. Man kann einem durch so wenig Sachverständnis und -kenntnis gestützten Selbstbewußtsein vielleicht eine gewisse Bewunderung nicht versagen, aber noch viel weniger die Verwunderung unterdrücken darüber, daß ausgerechnet ein Verlag wie Francke ein solches Pfuschwerk herausgeben konnte. Gewiß: der Duden ist verbesserungsbedürftig, aber das kann man nicht dem ersten besten Dilettanten überlassen, der sich dazu berufen fühlt, auch wenn er sich dabei noch so „vaterländisch" gebärdet.

Wir Schweizer und die Hochsprache *

von Armin Ziegler (Zürich)

Über die Einstellung des Schweizers zur Hochsprache ist in den letzten hundert Jahren schon viel geschrieben worden. Im großen und ganzen ist sie wohl bejahend; doch fehlt es auch nicht an gelegentlichen gleichgültigen oder gar verneinenden Stimmen, und das aus den verschiedensten Beweggründen: aus Bequemlichkeit, mangelndem Sprachgefühl oder Sprachtalent, Angst vor Geziertheit, falsch verstandenem Patriotismus und falsch verstandener Anhänglichkeit an die Mundart. All dies kann uns hier nicht weiter beschäftigen, es sei lediglich festgestellt: Mundart und Hochsprache sollten in einer Art Zweisprachigkeit,

* Seit vierhundert Jahren, nämlich seit der Verbreitung von Luthers Bibelübersetzung und mit ihr einer hochdeutschen Schriftsprache, hat sich die deutsche Schweiz dem Deutschen Reiche sprachlich immer mehr genähert, aber staatlich von ihm immer mehr entfernt und ist ihm nie so fern gewesen wie in der jüngsten Vergangenheit — ein Beweis, daß sich Staatlichkeit und Sprachlichkeit nicht decken müssen, sondern sich sogar widersprechen können. In den letzten fünfzig Jahren sind wir namentlich in der Aussprache der deutschen Hochsprache näher gekommen — ohne Gefahr für das Vaterland! Wir bringen daher gerne die längere Arbeit eines Fachmanns, die diese Annäherung fördern und die weitere Verbesserung unserer Aussprache des Hochdeutschen fördern soll.